

Tomaž Mesarič, Arlene Peukert, Răzvan Roșu,
András Wekler (Hgg.)

Methodenvielfalt in der Geschichtswissenschaft

Tomaž Mesarič, Arlene Peukert,
Răzvan Roșu, András Wekler (Hgg.)

Methodenvielfalt in der Geschichtswissenschaft

Tomaž Mesarič, Arlene Peukert,
Răzvan Roșu, András Wekler (Hgg.)

METHODENVIELFALT IN DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT

Tagungsband zur 8. Internationalen Doktorandentagung
des Doktoratskollegs für Mitteleuropäische Geschichte
an der Andrassy Universität Budapest

Mit Unterstützung von:



ANDRÁSSY
UNIVERSITÄT
BUDAPEST

 Bundesministerium
Bildung, Wissenschaft
und Forschung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2022 by new academic press, Wien
www.newacademicpress.at

ISBN 978-3-7003-2236-8

Redaktion: Tomaž Mesarič, Arlene Peukert, Răzvan Roșu, András Wekler
Umschlaggestaltung, Satz: Zsuzsa Urbán

Umschlagsfoto: Wikipedia, "Compass in a wooden frame"

Inhaltsverzeichnis

Die Herausgeber

Vorwort: Methoden – Zugänge – Präsentationen 7

Georg Kastner

Vorwort 11

Heidemarie Uhl

Geschichte schreiben nach der kulturwissenschaftlichen Wende.
Positionen und Methoden 13

Christopher Banditt

Soziale Ungleichheit und die materiellen Lagen
ostdeutscher Arbeitnehmerhaushalte zwischen
1980 und 2000. Ein Werkstattbericht 21

Marion Dotter

Der Adel auf dem Schreibtisch des Kaisers 41

Katalin Földvári

Die Geschichte des Ordens des hl. Basilius in Máriapócs
nach 1950: eine ethnologische Annäherung 67

Tomaž Mesarič

Hinter den Kulissen. 89

Martina Mirković

Über die Fragestellung zur Fragestellung:
Im Vorfeld der empirischen Forschung 109

Fanny Orbán	
Problematiken bei der Erstellung eines Datenkatalogs.....	131
Arlene Peukert	
Karten als Quelle. Raum und Raumbilder in historischen Eisenbahnkarten	141
Patrick Reitinger	
Schwierige Interdisziplinarität?.....	163
Răzvan Roșu	
Nachwirkungen des Mythos vom „guten Kaiser“ in Siebenbürgen.....	183
András Wekler	
Grundsätzliche Überlegungen zur Integration des Mediums Film als Quelle in die Theorie der Geschichtswissenschaft	197
Benjamin Werner	
Das Dresdner Fürsorgeamt in der Weimarer Republik aus organisationssoziologischer Perspektive	217
Vita Zalar	
Essentialism and Constructivism in Romani Studies: Symptoms of Conflicting Time Regimes	241
Kurzbiographien.....	267

Vorwort

Methoden – Zugänge – Präsentationen.

Wissenschaftliches Arbeiten in der Geschichtswissenschaft mit dem Schwerpunkt Ostmitteleuropa (18. bis 20. Jahrhundert)

„Es ist nicht zu leugnen, dass auf geschichtswissenschaftlichem Gebiet seit etwa zwei Jahrzehnten eine Gärung der Ansichten herrscht, die bis in die untersten Tiefen der Auffassung und Methode reicht. Selbst der Begriff der Geschichte an sich ist strittig geworden.“¹

Diese Einschätzung, welche, retrospektiv betrachtet, bereits das Ende eines traditionsreichen Wissenschaftszweiges in seiner althergebrachten Form an die Wände von Universitäten und Gelehrtenstuben malten, ist auf den deutschen Historiker Karl Gotthard Lamprecht zurückzuführen. Auf ihn und seinen Kreis geht unter anderem die Idee zurück, den bis ins 19. Jhd. in der Geschichtsschreibung praktizierten Heldenliedgesang auf die großen Köpfe und Herrscher einer Epoche endlich zum Verstummen zu bringen und stattdessen Wirtschaft, Gesellschaft, Lebensweisen sowie die Künste stärker in die wissenschaftlichen Untersuchungen miteinzubeziehen. Die sich damals in Fachkreisen entfaltende Diskussion sollte als „Methodenstreit der Geschichtswissenschaft“ in die Historie eingehen und die Debatte artete dabei schlussendlich auch so weit aus, dass es zum Ausschluss Lamprechts aus seiner Zunft kam. Den von ihm angesprochenen *Gärungsprozess* in der Historiographie konnte dies indes nicht aufhalten.

Seine Worte sind – wenn auch weniger heftig diskutiert – noch durchaus aktuell und über die Frage, welche Art von Geschichtsschreibung den Anforderungen des Zeitgeistes in Gesellschaft und Wissenschaften am besten gerecht werden könnte, wird in den Fachkreisen auch heute noch in regelmäßiger Wiederkehr beraten. So erfasste ab der Mitte des 20. Jahrhunderts eine Welle von Paradigmenwechseln die Geisteswissenschaften – zu nennen wären hier als Beispiele etwa der *linguistic turn*, *cultural turn*, *visual turn* oder jüngst der *ethical turn*, *digital turn*, *posthumanist turn*, *religious turn* ... und so fort –

¹ Lamprecht, Karl: Was ist Kulturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik, in: Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1 (1896), S.75–150, hier S.75.

wobei damit auch in der Historiographie eine Neuausrichtung von Forschung und Lehre angestoßen wurde. Dabei ist all diesen Kehrtwenden nicht nur die Abrechnung mit alten und althergebrachten Ansichten und Arbeitsweisen gemein, sondern ebenso das Suchen nach neuen Quellengattungen, Theorien und Methoden jenseits der eigenen Disziplingrenzen.

Wollen also angehende Wissenschaftler heute eine Arbeit verfassen, so können sie bereits aus einem riesigen Fundus an unterschiedlichen Methoden wählen. Das Angebot ist groß: Oral History, historische Bildanalyse, Medien-geschichte, quantifizierende Methoden, historische Komparatistik, historische Periodisierung, Narrativitätstheorien, Fallstudien, Stichproben – um nur einige wenige zu nennen – erweitern das Spektrum der zur Verfügung stehenden methodischen Arbeitsweisen der klassischen Geschichtswissenschaft enorm. Und tatsächlich kann jene Frage nach der gewählten Herangehensweise heutzutage bereits mindestens ebenso gewichtig und vordergründig sein, wie die Frage nach dem eigentlichen individuellen Forschungsthema selbst. Wie sich also zurechtfinden zwischen all den interdisziplinären Ansätzen und Theorien, welche die Geschichtsschreibung mit all ihren Unterdisziplinen von der Alltags- bis zur Wirtschaftsgeschichte bereichern? Welche Methode auswählen, um die, eigens für das spezielle Projekt ausgehobenen und oftmals komplexen, Quellen zum Sprechen zu bringen?

Mit dem Thema der 8. Doktorandentagung an der Andrassy Universität Budapest „**Methoden – Zugänge – Präsentationen**“ wollten die Veranstalter dazu anregen, mutig auf den breiten Horizont der historiographischen Forschungslandschaft zuzuschreiten und sich zum Vorteil der eigenen Forschung, sowie den der anderen, mit den Teilnehmern auszutauschen.

Das daraus resultierende theoretische und methodische Gemengelage bot im Plenum die Basis für einen lebendigen und spannenden Diskurs. Den Rahmen dieses Austauschs bildete, mit all seinen zahlreichen unterschiedlichen Kulturen, Sprachen und Religionen, welche in einem komplex verwobenen Verbund von Politik, Wirtschaftsräumen, Staaten und Nationen existier(t)en, die Region, welche heute gemeinhin als Mittel-, Zentral- oder Ostmitteleuropa bezeichnet wird.

Wie die wechselvolle Geschichte dieses Raumes durch die unterschiedlichen methodischen und theoretischen Brenngläser von angehenden Historikern in ihren Dissertationsprojekten wahrgenommen, reflektiert und (neu-) bewertet wurde, kann nun auch zwischen zwei Buchdeckel gebunden von einer interessierten Leserschaft nachvollzogen werden.

Danksagung

Die Herausgeber des Tagungsbandes möchten sich an dieser Stelle herzlichst bei all jenen bedanken, ohne deren Förderung, Unterstützung, Rat und Tat weder die Doktorandentagung an der Andrassy Universität Budapest noch die Veröffentlichung der Tagungsbeiträge im Rahmen dieses Sammelbandes möglich gewesen wären. Unser Dank gilt an erster Stelle den hoch geschätzten Herrn Professoren Dr. Dieter Anton Binder und Dr. Georg Kastner, die in ihrer Position als Leiter des Doktoratskolleg für Mitteleuropäische Geschichte und als Mentoren uns in allen Belangen rund um die Organisation der Tagung zur Seite standen. Ebenso möchten wir unseren Dank an den Herrn Ministerialrat Dr. Christoph Ramoser vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung sowie an Frau Mag. Ágnes Schnaider von der Aktion Österreich Ungarn richten; bei allfälligen administrativen Belangen fungierte Frau Mag. Schnaider stets als erste Ansprechpartnerin. Gedankt sei auch allen Wissenschaftlern, die die Doktorandentagung durch ihre qualifizierten Fachbeiträge bereicherten und die auch unter den schwierigen Bedingungen der Corona-Pandemie ihre wissenschaftliche Arbeit fortsetzten und so wesentlich zum Entstehen dieser Publikation beitrugen. Wir bedanken uns ferner bei den Gutachtern für ihre wertvollen Anregungen zu den einzelnen Aufsätzen.

Zuletzt möchten wir uns bei all den Kollegen aus der Doktorschule der Andrassy Universität Budapest bedanken, deren Wissen, Talent und Freundschaft uns in den zurückliegenden Jahren eine große Inspiration war und ist.

Die Herausgeber

Vorwort

Seit der Gründung des Doktoratskollegs für Mitteleuropäische Geschichte an der Andrassy-Universität Budapest ist es zu einer Tradition geworden, dass jeder Jahrgang eine wissenschaftliche Tagung selbstständig organisiert, zu der primär andere Dissertantinnen und Dissertanten mit korrelierenden Arbeitsthemen eingeladen werden. Ziel dieser Tagungen ist es, nicht nur die eigenen aktuellen Ergebnisse zu präsentieren und zur Diskussion zu stellen, sondern sich mit den anderen jungen Kolleginnen und Kollegen zu vernetzen. Während sich die bisherigen Tagungen immer einen Schwerpunkt gegeben haben, der sich an den jeweils aktuellen Dissertationsthemen des jeweiligen Jahrgangs orientiert hat, wie „Menschen und ihre Biographien“ oder „Brüche – Kontinuitäten – Konstruktionen“, wagten sich Tomaž Mesarič, Arlene Peukert, Răzvan Roșu und András Wekler, die auch als Herausgeberin bzw. Herausgeber dieses Bandes fungieren, erstmals an ein theoretisches Thema heran: Ihre Tagung versuchte die „Methodenvielfalt in der Geschichtswissenschaft“ näher zu beleuchten.

Die letzten Jahre und Jahrzehnte haben, wie in praktisch allen anderen Disziplinen auch, in der Geschichtswissenschaft für revolutionäre Veränderungen gesorgt. War es bis zum Ende des 20. Jahrhunderts nicht so einfach möglich, und wenn dann nur unter erheblichem finanziellen Aufwand, weltweit verstreute Aktenbestände zu erschließen, so bieten elektronische, weltweit via Internet abrufbare Register und Kataloge, Datenbanken, gescannte Akten und die gerade während der Pandemie ungeheuer intensiviertere Möglichkeit von Online-Bildkommunikation eine Reihe neuer, bislang kaum vorstellbarer Möglichkeiten. Die Historikerin oder der Historiker in den 20er Jahren des 21. Jahrhunderts beschäftigt sich nicht mehr ausschließlich mit Akten, Tagebüchern, Fachliteratur und Zeitungen, sie oder er muss mit Statistiken, Datenbanken, zahlreichen Computerprogrammen und Apps umgehen können, die Vertreterinnen und Vertreter der älteren Generation meist nur staunend zurücklassen. Um bei den Mitgliedern des Doktoratskollegs zu bleiben: Sie werten historische und aktuelle Landkarten aus, betreiben Netzwerkanalysen, interpretieren Börsenkurse oder führen lebensgeschichtliche Interviews, die digital aufgezeichnet und anschließend digital entsprechend archiviert und weiterverarbeitet werden. In weiterer Folge ergeben sich noch zahlreiche andere Möglichkeiten, die vielen jungen Kolleginnen und Kollegen auch nicht immer bewusst sind. Dies erfordert daher nicht nur von jungen Forscherinnen und Forschern völlig neue Herangehensweisen und eben

Methoden. Diese zu erfassen, ihre Vor- und Nachteile zu diskutieren war eine der Hauptaufgaben der hier dokumentierten Tagung.

Die Wissenschaft ist wesentlich schneller geworden. Ergebnisse werden rascher veröffentlicht und daher auch rascher aufgegriffen und weiterverwertet. Der Trend geht zu kürzeren, dafür vorab bereits mehrfach geprüften und diskutierten Beiträgen. Dieser Entwicklung weg von der klassischen Monographie hin zu kurzen Studien im Idealfall einem Peer-Review-Verfahren unterzogen, mag zwar nicht jeder für klug halten, ist aber eine nicht wegzuleugnende Tatsache. Wie auch schon bei den vergangenen Bänden war es der Herausgeberin bzw. den Herausgebern ein Anliegen, auch für diese Publikation diesen hohen Qualitätsstandard eines Double-Blind-Peer-Review-Verfahrens zu erfüllen, was seitens der wissenschaftlichen Leitung ausdrücklich begrüßt wird. Das Einsetzen der Pandemie hat die Herausgabe des Buches zwar leider etwas verzögert, dennoch gelang es dem Team, einen ansprechenden und in sich geschlossenen Band vorzulegen.

Geschichte schreiben nach der kulturwissenschaftlichen Wende. Positionen und Methoden

Heidemarie Uhl

Die Selbstverständlichkeit, mit der wir heute den Begriff Kulturwissenschaften verwenden, lässt wenig davon ahnen, dass die kulturwissenschaftlich Wende (der Cultural Turn) und die Begriffsbestimmung von Kultur, die diesem Paradigmenwechsel zugrunde liegt, Ergebnis einer grundlegenden Theoriedebatte ist, die in den 1990er Jahren geführt wurde. Am Ende des 20. Jahrhunderts war Kultur ein Kampfbegriff, der auf ein neues Verständnis von Geschichtswissenschaft abzielte. Wer heute Geschichte schreibt, tut das vor dem Hintergrund dieses neuen Selbstverständnisses, ungeachtet ob man sich dabei explizit auf kulturwissenschaftliche Theorien und Methoden bezieht oder nicht, denn die mit dem Begriff Kultur verbundenen Vorstellungen haben sich auf breiter Ebene durchgesetzt. Die heutige Historiker:innen-Generation wurde mit den Schlüsselbegriffen und -konzepten des Cultural Turn wissenschaftlich und gesellschaftlich sozialisiert. Zentrale Begriffe der Kulturwissenschaften wie Gedächtnis und Identität – die ebenfalls erst in den 1990er Jahren Karriere gemacht haben – prägen weit über das Feld der Wissenschaft hinaus den öffentlichen Diskurs. Um die kulturwissenschaftlichen Zugänge präziser zu beschreiben, soll im Folgenden nachgezeichnet werden, wie der ebenso vage wie wirkungsmächtige Begriff Kultur vor drei Jahrzehnten zum Ausgangspunkt eines neuen Selbstverständnisses der Geisteswissenschaften und insbesondere der Geschichtswissenschaften wurde. Was war das Neue, das sich mit dem Leitbegriff Kultur verband und gegen welches Verständnis von Geschichte bzw. Geschichtswissenschaft wendete er sich? Was sind die zentralen Positionen einer kulturwissenschaftlich orientierten Geschichtswissenschaft?

Kultur – das neue Zauberwort

In den Kontroversen Mitte der 1990er Jahre wird der umfassende Anspruch und das revolutionäre Potential der kulturwissenschaftlichen Wende erkennbar. Das neue Zauberwort Kultur¹ erschien auf der Bühne der wissenschaftlichen Debatte, hatte durchschlagende Resonanz und begann die Geisteswissenschaften nachhaltig in seinen Bann zu schlagen.² Bald ging es in der Theoriedebatte nicht mehr um die Forderung nach verstärkter Berücksichtigung von Kultur in der Geschichtsforschung (mit unterschiedlichen Positionen, was unter Kultur eigentlich zu verstehen sei) und die Kritik am dominanten Verständnis von Geschichte als Historischer Sozialwissenschaft (das sich in den 1970er Jahren etabliert hatte), sondern um einen grundlegenden Cultural Turn.³

Die Frage „Was ist Kultur“ bzw. welcher Kulturbegriff dieser Forderung zugrunde liegen sollte, wurde zu Beginn der Debatte intensiv diskutiert. Der Literaturwissenschaftler Terry Eagleton bezeichnete in seinem gleichnamigen Buch das Wort „Kultur“ als „wohl eines der komplexesten unserer Sprache“.⁴ Kritiker:innen wiesen auf die Vagheit des Begriffs hin und sprachen von „post-moderner Beliebigkeit“.⁵ Das Interesse an definitorischen Grenzziehungen ließ aber bald nach oder erschien sogar kontraproduktiv, so die Historikerin Ute Daniel, denn eine „klare Definition von Kultur oder Kulturgeschichte“ hätte eine Trennung „zwischen dem, was Gegenstand von Kultur(geschichte) ist und was nicht“ impliziert. Es gebe jedoch keinen Gegenstand, der nicht kulturgeschichtlich analysierbar wäre.⁶

-
- 1 Wolfgang Müller-Funk: Kultur, Kultur. Anmerkungen zu einem Zauberwort, in: Merkur 55 (2001) 8, S. 717–723.
 - 2 Erste Anstöße zur Debatte gingen aus von: Ute Daniel: „Kultur“ und „Gesellschaft“. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 19 (1993), S. 69–99. Daniels programmatisches Plädoyer für eine kulturwissenschaftliche Neuorientierung in den Sozialwissenschaften markierte den Beginn einer anhaltenden Debatte in „Geschichte und Gesellschaft“, dem Leitorgan der historischen Sozialwissenschaft. Zur Theoriedebatte in den Geschichtswissenschaften vgl. v.a.: Christoph Conrad/Martina Kessel (Hrsg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994; Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997; Hans-Ulrich Wehler: Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998; Christoph Conrad/Martina Kessel (Hrsg.): Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998.
 - 3 Doris Bachmann-Medick: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek bei Hamburg 2006.
 - 4 Terry Eagleton: Was ist Kultur? Eine Einführung, München 2001.
 - 5 Hans-Ulrich Wehler: Ein Kursbuch der Beliebigkeit. Eine neue Kulturgeschichte lässt viele Blumen blühen – aber die schönsten leider nicht, in: Die Zeit (26.7.2001), Nr. 31. Wehler reagierte in seiner kritischen Rezension auf Ute Daniel: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt am Main 2001.
 - 6 Daniel: Kompendium Kulturgeschichte, S. 8f.

Kultur statt Gesellschaft? Die Debatte um die kulturwissenschaftliche Wende

Der universale Geltungsanspruch, der sich mit der Forderung einer kulturwissenschaftlich gewendeten Geschichtswissenschaft verband, richtete sich v. a. gegen die Gesellschaftsgeschichte. Insofern erfolgte der Siegeszug der Kulturwissenschaften in einer spezifischen Generationenkonstellation: Mit dem „Fahnenwort“ Kultur kritisierte v. a. eine jüngere Historiker:innengeneration das seit den 1970er Jahren bestimmende Paradigma der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte, die ihrerseits gegen die Vorherrschaft der traditionellen Politik- und Ideengeschichte angetreten war. Vertreter der Historischen Sozialwissenschaft versuchten hingegen das Primat des Sozialen zu verteidigen. Der Historiker Hans-Ulrich Wehler, Verfasser des 5-bändigen Standardwerks „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“, gestand den kulturwissenschaftlichen Ansätzen zwar das Verdienst zu, den Blick für die Defizite der Sozialgeschichte zu schärfen („vor allem die Vernachlässigung des individuellen Lebensschicksals, der individuellen Lebenswelt, ihrer Perzeption und Verarbeitung“), warnten aber vor der Gefahr, dass „hinter dem Nebel an bunten Lebensstilen, exotischen Milieus, kulturalistischen Individualisierungsexzessen [...] die zäh erstrittene Einsicht in die Härte der sozialen Ungleichheit entschwindet“ und dass „der folgenschwere Kampf um materielle und ideelle Interessen, um individuelle und kollektive Macht [...] mithin um Herrschaft, zu sehr zurücktritt.“ Ute Daniel, eine der wichtigsten Stimmen in der Debatte, postulierte hingegen, „dass Wahrnehmungen und Sinnstiftungsmuster, Selbstdeutungen und Weltbilder der historischen Subjekte mindestens so wichtige ‚Tatsachen‘ der Geschichte darstellen wie beispielsweise ihre sozioökonomische Lage oder ihre Zugehörigkeit zu ‚objektiv feststellbaren‘ Ständen, Schichten oder Klassen.“⁷ Es gehe darum, „Welt- und Gesellschaftsdeutungen in ihrer Relevanz für soziales Handeln und Verhalten, für gesellschaftliche Kontinuitäten und Diskontinuitäten genauso ernst zu nehmen wie sozioökonomische (...) Strukturen.“⁸

Die Verfechter einer Geschichtswissenschaft als Historische Sozialwissenschaft standen bekanntlich auf verlorenem Posten – Kultur und die damit verbundenen Zauberworte wie Identität und Gedächtnis bestimmten das Erkenntnisinteresse einer neuen Historiker:innen-Generation. Die Histori-

7 Ute Daniel: Clio unter Kulturschock. Zu aktuellen Debatten in der Geschichtswissenschaft, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 48 (1997), S. 195–219.

8 Ute Daniel: „Kultur“ und „Gesellschaft“. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 19 (1993) 1, S. 69–99, S. 93.

ker:innen Sebastian Conrad und Martina Kessel, von denen 1994 der Band „Geschichte schreiben in der Postmoderne“ erschien, bemerkten bereits damals kühl, dass kulturwissenschaftliche Themen „deutlich die Oberhand gewonnen [haben] gegenüber den noch vor zwei Jahrzehnten ‚heißen‘ Themen wie soziale Bewegungen, Klassenbildung, Familienstrukturen oder Lebensstandard“.⁹

Welcher Kulturbegriff liegt der kulturwissenschaftlichen Wende zugrunde?

Die Definition von Kultur, die nun die Geistes- und Sozialwissenschaften in den Bann zu ziehen begann, bezog sich auf zwei verschränkte Begriffsebenen: 1) auf Kultur als Produktion von Bedeutung und 2) auf die Konstruktion der sozialen Wirklichkeit durch eben diese Bedeutungszuschreibungen. Für ersteres formulierte der Ethnologe Clifford Geertz eine vielzitierte Definition: Kultur als „ein selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe“, in dem „menschliches Verhalten als symbolisches Handeln“ zu sehen ist. Dementsprechend ist die Analyse von Kultur „das Herausarbeiten von Bedeutungsstrukturen (...) und das Bestimmen ihrer gesellschaftlichen Grundlage und Tragweite.“¹⁰ Diese „Bedeutung“ ist an keinen konkreten Themenbereich geknüpft. Die Rekonstruktion von vielschichtigen Bedeutungszusammenhängen in ihren jeweiligen Kontexten kann sich auf jeden Gegenstandsbereich richten – auf ein Augenzwinkern (wie in Geertz' beispielhafter Verdeutlichung der „dichten Beschreibung“)¹¹ ebenso wie auf die Kathedrale von Chartres¹² oder auf die Dress-Codes urbaner Jugendkulturen. So unterschiedlich die Untersuchungsgegenstände sein mögen – Grundlage der Analyse ist Forschungsinteresse an der Art und Weise, wie Menschen bzw. Kollektive ihrer Welt Sinn und Bedeutung verleihen. Ethnologie und Anthropologie wurden nun zu Leitwissenschaften für ein neues Verständnis menschlichen Handelns. Der Historiker Ulrich Raulff postulierte einen „Übergang von der Fakten- zur Bedeutungsgeschichte“, der auf der „entscheidenden Transformation im Bild des Menschen“ basiert: „Immer noch ist der Mensch und das historische Subjekt, von dem sie ausgeht, der *homo faber*. Doch nicht länger produziert dieser in erster Linie Sachen, Dinge oder Waren. Der Mensch der neuen Zivilisationsgeschichte pro-

9 Conrad/Kessel: Geschichte schreiben in der Postmoderne, S. 12.

10 Clifford Geertz: Dichte Beschreibung, Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur, in: Ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1987, S. 7–43.

11 Ebd., S. 10–12.

12 Clifford Geertz: Kulturbegriff und Menschenbild, in: Rebekka Habermas/Nils Minkmar (Hrsg.): Das Schwein des Häuptlings. Sechs Aufsätze zur Historischen Anthropologie, Berlin 1992, S. 78.

duziert in erster Linie Bedeutungen.“¹³ Ins Blickfeld rücken die „Ebene der Wahrnehmungen (...) und Sinnstiftungen sowie ihren symbolischen Ausdruck in Texten, Bildern, Gegenständen, Ritualen, Gesten usw.“¹⁴

Der Paradigmenwechsel in der Geschichtswissenschaft und ihre Entwicklung hin zur Historischen Kulturwissenschaft beruht auf der Verschränkung der Kategorie „Bedeutung“ mit einer veränderten Auffassung von Geschichte bzw. dem Gegenstand der Geschichtsforschung. Die bislang selbstverständliche Vorstellung von der Existenz einer Geschichte (im Singular), die es zu erforschen gilt, und der Beschreibung dessen, was „eigentlich gewesen“ ist, wurde nun grundsätzlich in Frage gestellt. Die Vergangenheit selbst ist nicht zugänglich, die „historische Wirklichkeit“ (so die neue Definition von Vergangenheit) kann nur bruchstückhaft durch die überlieferten sprachlichen Quellen rekonstruiert werden. „Il n’y a pas de hors-texte“ (Es gibt nichts außerhalb des Textes des Textes),¹⁵ das vielzitierte Diktum (des französischen Philosophen Jacques Derrida (1930 – 2004) bringt den radikalen Perspektivenwechsel auf den Punkt.

Der Linguistic Turn wurde zum entscheidenden Angelpunkt der kulturwissenschaftlichen Wende. Die „Überzeugung, dass Sprache kein transparentes Medium ist (das eine von ihr unabhängig existierende, darunterliegende Realität beschreibt), sondern ein Instrument zur *Konstruktion* von Realität“, dass also „alle Erkenntnis des Realen in (sprachlichen) Aussagen formuliert ist“,¹⁶ beschreibt das konstruktivistische Credo des kulturwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses. Es ist davon auszugehen, dass „alle soziale Realität [...] erst einmal kulturell gebildet (und diskursiv konstruiert) wird“.¹⁷ Die Theorie von der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ war von Peter L. Berger und Thomas Luckmann¹⁸ entwickelt worden, ihr bereits 1966 erschienenes Buch ist „eines der meistzitierten soziologischen Bücher“ und ein Schlüsselwerk der Kulturwissenschaften.¹⁹

13 Ulrich Raulff: Von der Kulturgeschichte zur Geschichtskultur. Eine wissenschaftsgeschichtliche Skizze, in: Klaus P. Hansen (Hrsg.): *Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften*, Tübingen 1993, S. 133–148, S. 140.

14 Reinhard Sieder: Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft, in: *Geschichte und Gesellschaft* 20 (1994), S. 445–468, S. 449.

15 Jacques Derrida: *Grammatologie*, Frankfurt am Main ⁵1994 (Erstausgabe 1967), S. 274.

16 Chris Lorenz: Postmoderne Herausforderungen an die Gesellschaftsgeschichte?, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998), S. 617–632, S. 618f.

17 Lynn Hunt: *Geschichte jenseits von Gesellschaftstheorie*, in: Conrad/Kessel: *Geschichte schreiben in der Postmoderne*, S. 109.

18 Peter L. Berger/Thomas Luckmann: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main 1969 [Original: *The Social Construction of Reality: A Treatise in the Sociology of Knowledge* 1966].

19 Dariuš Zifonun: Peter L. Berger/Thomas Luckmann, *The Social Construction of Reality*, in: Claus Leggewie u. a. (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Kulturwissenschaften*, Bielefeld 2012, S. 39–41; vgl. Ian Hacking: *Was heißt „soziale Konstruktion“? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften*, Frankfurt am Main 1999.

Die Literaturwissenschaftlerin Doris Bachmann-Medick bezeichnet ihn als grundlegenden „Mega-Turn“ und Ausgangspunkt des Paradigmenwechsels in den Geisteswissenschaften: Der Linguistic Turn „geht [...] davon aus, dass kein Zugang zu einer ‚authentischen‘ Wirklichkeit möglich ist. Mit Sprache werde keine von ihr unabhängige, darunterliegende Wirklichkeit beschrieben. Statt eines Instruments zur Beschreibung von Wirklichkeit sei Sprache vielmehr ein Instrument zur Konstitution von Wirklichkeit: Alle Erkenntnis des Realen ist in sprachlichen Aussagen formuliert, es gibt keine Realität, die nicht von Sprache durchzogen und die nicht schon sprachlich geprägt wäre. Dieser ‚Filter‘ der Sprachlichkeit [...] bedeutet etwa für die Geschichtsschreibung, dass auch sie nur Zugang zu einer textuell, sprachlich vermittelten Welt hat. Sie hat keinen Einblick in die ‚wirklichen‘ Erfahrungen der Menschen, sondern nur in das, was historische Quellen über sie kundgeben.“²⁰ Damit wurde der Vorstellung einer „unvermittelt wahrnehmbaren Wirklichkeit“ die Grundlage entzogen; Historiker:innen wurden sich „zunehmend bewusst, [...] daß durch ihre Quellen bestenfalls frühere Konstruktionen von Wirklichkeit nachvollziehbar oder zu enthüllen sind, aber die Sache selbst nicht abbildbar ist.“²¹ Dass Geschichtsschreibung keinen transparenten Blick auf vergangene Wirklichkeiten eröffnet, sondern selbst wiederum historische Erzählungen produziert, hat das Selbstverständnis der Geschichtswissenschaften nachhaltig verändert. Gesellschaftskritische Geschichtsforschung bedeute nun die Frage zu stellen, wie und von welchen Gruppen in welcher historischen Konstellation jene Diskurse und Narrative entwickelt und durchgesetzt wurden, von denen die kollektiven Vorstellungen einer Gesellschaft über ihre Gegenwart und Vergangenheit – also ihre Identität und ihr Gedächtnis – geprägt werden. Das Interesse richtet sich nun auf die Bedeutungsproduktion einer Gesellschaft, auf Deutungskonkurrenzen, -hierarchien und -hegemonien. Vorgeblich alte Traditionen wurden als „Erfindungen“ moderner Gesellschaften demaskiert,²² zuvor als selbstverständlich gesetzte Kategorien wie Nation,²³ Ethnizität, sogar Körper und Geschlecht als Ergebnis der jeweiligen „Konstruktion von Wirklichkeit“ gesehen. Gesellschaftskritisch ausgerichtete Kulturwissenschaften analysieren das soziale Machtgefüge, in denen kollektive Vorstellungen – das „Identitäts-Wissen“ einer Gesellschaft

20 Bachmann-Medick, *Cultural Turns*, S. 35; vgl. Georg G. Iggers: Zur „Linguistischen Wende“ im Geschichtsdiskurs und in der Geschichtsschreibung, in: *Geschichte und Gesellschaft* 21 (1995), S. 557–570;

21 Conrad/Kessel: *Geschichte schreiben in der Postmoderne*, S. 16.

22 Vgl. Eric Hobsbawm/Terence Ranger: *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983.

23 Vgl. Benedict Anderson: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Frankfurt am Main/New York 1988 [Original: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, 1983].

über sich selbst – ausverhandelt und durchgesetzt werden. Wie entsteht die hegemoniale Vorstellung über „unsere“ Gegenwart und Vergangenheit, mit welchen diskursiven und symbolischen Strategien erringen bestimmte Gruppen die „Macht der Weltauslegung“,²⁴ wie können dominante Sinnstiftungen dauerhaft aufrechterhalten werden, wann und warum verlieren sie an Deutungsmacht.

Resümee: Geschichte schreiben nach der kulturwissenschaftlichen Wende

Der Sammelband *Geschichte schreiben in der Postmoderne*²⁵ diskutierte 1994 als eine der ersten Publikationen die Frage nach dem Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft nach dem Cultural Turn. Das programmatische Vorwort ließ keinen Zweifel daran, dass es nicht um eine innovative Erweiterung bestehender Ansätze, sondern um einen Paradigmenwechsel ging, der bisherigen Grundlagen der Historiografie den Boden unter den Füßen wegzog. Dabei ging es nicht um die Ausrufung einer neuen verbindlichen Großtheorie oder Methode. Das Feld der Kulturwissenschaften (durchgängig als Pluralbegriff verwendet)²⁶ definierte sich hingegen durch eine Vielfalt der methodisch-theoretischen Ansätze. Den theoretischen Kampfvokabeln der Historischen Sozialwissenschaft (etwa „Struktur“, „Prozess“, qualitative versus quantitative Methoden etc.) wurde ein pluralistisches „anything goes“ gegenübergestellt. Es ging nicht um Abgrenzung, sondern um das Überschreiten disziplinärer Grenzen unter dem Vorzeichen von Inter- und Transdisziplinarität. Die Fragestellung und das Erkenntnisinteresse bestimmen die methodischen Zugänge – mit Begriffen wie „Bricolage“ und „Werkzeugkasten“ wurde diese Praxis des Methodenmix beschrieben.²⁷

Die Grundannahmen der konstruktivistischen Wende bestimmen heute das Selbstverständnis. Geschichte zu schreiben bedeutet vor allem den Abschied von der Geschichtsschreibung, wie sie sich seit dem 19. Jahrhundert etabliert hatte. Die Aufgabe des Historikers, der Historikerin liege „bloß darin,

24 Roger Chartier: Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung, Frankfurt am Main 1992.

25 Conrad/Kessel: Geschichte schreiben in der Postmoderne, S. 12.

26 Auf die Ausdifferenzierung von Kulturwissenschaften und Cultural Studies (siehe Marchart 2008) kann hier nicht näher eingegangen werden; vgl. dazu Oliver Marchart: .Cultural Studies, 2., aktualisierte Aufl., München 2018.

27 Vgl. Peter Jelavich: Methode? Welche Methode? Bekenntnisse eines gescheiterten Strukturalisten, in: Conrad/Kessel: Kultur & Geschichte, S. 141–159.

zu zeigen wie es eigentlich gewesen ist“²⁸ – dieser berühmte Satz von Leopold Ranke, einem der Begründer der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung, hat Generationen geprägt. Die Vorstellung, Geschichtsforschung eröffne durch ihre Methoden der Quellenorientierung und -kritik den Zugang zur ‚wahren‘ Vergangenheit wurde nun radikal in Frage gestellt. Der/die Historiker:in steht nun nicht mehr auf festem Boden einer vorgeblich neutralen, objektiven Darstellung von Vergangenenem, seine/ihre Rolle ist die eines teilnehmenden Beobachters, der aus dem gegebenen Erfahrungs- und Erwartungshorizont nicht heraustreten kann. Geschichte schreiben lässt sich nach der kulturwissenschaftlichen Wende nur noch im Modus der Selbstreflexion, d. h. im Bewusstsein der eigenen Standortgebundenheit.

28 Zur Überlieferung und Wirkungsgeschichte vgl. Mario Wimmer: „Wie es eigentlich gewesen“, in: Markus Krajewski/Antonia von Schöning/Mario Wimmer (Hrsg.): Enzyklopädie der Genauigkeit, Konstanz 2021, S. 514–531.

Soziale Ungleichheit und die materiellen Lagen ostdeutscher Arbeitnehmerhaushalte zwischen 1980 und 2000. Ein Werkstattbericht

Christopher Banditt

Abstract

Im Beitrag stellt der Autor zunächst das Forschungsinteresse seines Promotionsprojekts vor, das sich sozialer Ungleichheit und den materiellen Lagen von ostdeutschen Arbeitnehmerhaushalten zwischen 1980 und 2000 widmet. Im Weiteren folgt eine Erörterung der Tauglichkeit potentieller Quellen, um die Forschungsfragen zu bearbeiten. Ausgehend von der Feststellung, dass zeitgenössisch erhobene sozialstatistische Mikrodaten am geeignetsten sind, die materiellen Lagen von Haushalten in historischer Perspektive auszuleuchten, wird der methodische Ansatz entwickelt. Ein wesentliches Augenmerk liegt hierbei auf dem Umgang mit den quantitativen Daten und deren quellenkritischer Einordnung. Die Arbeit mit quantitativem Quellenmaterial wird exemplifiziert anhand der Rekonstruktion von Einkommensrelationen in der Gruppe der ostdeutschen Arbeitnehmer im letzten DDR-Jahrzehnt und in der ersten Nachwendedekade. Dabei lassen sich mithilfe statistischer Methoden quantitative Befunde generieren, die ihrerseits in den historischen Rahmen des Untersuchungszeitraums eingeordnet werden müssen. Somit wird schließlich deutlich, dass neben den Umbrüchen von 1989/90 auch Kontinuitäten über die Epochenäsur existierten.

Schlagwörter

soziale Ungleichheit, materielle Lage, Einkommen, Arbeitnehmer, Haushalte, DDR, Sozialismus, Ostdeutschland, deutsche Vereinigung, Transformation, quantitative Quellen, Mikrodaten, Haushaltsbefragungen, (amtliche) Statistik

Ungleichheit zwischen den Menschen ist nicht allein ein „großes Thema unserer Zeit“¹. Die Auseinandersetzung mit sozialer Ungleichheit kann bis in die Antike zurückverfolgt werden, als sich etwa bereits Platon dem Gegensatz zwischen Arm und Reich und dessen Einhegung widmete.² An Relevanz haben Verteilungsfragen bis in die Gegenwart nicht eingebüßt. Es wird sogar die gesamte Geschichte der Menschheit als im Wesentlichen „eine Geschichte der Ungleichheit“³ beschrieben. Eine Beschäftigung mit Ungleichheit in historischer Perspektive ist demzufolge unerlässlich. Zur engeren Begriffsbestimmung sei zunächst Stefan Hradils Definition herangezogen:

„Soziale Ungleichheit‘ liegt dann vor, wenn Menschen aufgrund ihrer Stellung in sozialen Beziehungsgefügen von den ‚wertvollen Gütern‘ einer Gesellschaft regelmäßig mehr als andere erhalten.“⁴

„Wertvolle Güter“ können – je nach Gesellschaft – beispielsweise Prestige, Bildung, Einkommen oder Gesundheits- wie auch Kulturversorgung sein. Als Kerndimension sozialer Ungleichheit gilt in modernen Gesellschaften gemeinhin die materielle Ausstattung, über die Menschen verfügen.⁵ In diesem Sinne geht es dem Autor dieses Beitrags in seinem Dissertationsprojekt um das Mehr und Weniger an materiellen Ressourcen in ostdeutschen Arbeitnehmerhaushalten von 1980 bis 2000. Unter der materiellen Ausstattung werden das Haushaltsnettoeinkommen, das akkumulierte Vermögen und die damit einhergehenden Konsummöglichkeiten der Haushalte verstanden. Das weitere Forschungsinteresse, die entsprechenden Leitfragen sowie das zu nutzende Quellenmaterial und die methodischen Zugänge der Promotionsarbeit werden im Folgenden in Form eines Werkstattberichts vorgestellt. Insbesondere die beiden letzten Punkte sollen primär anhand der Rekonstruktion des Einkommens der Haushalte exemplifiziert werden.

-
- 1 Hans Günter Hockerts: Einführung, in: Ders./Winfried Süß (Hrsg.): Soziale Ungleichheit im Sozialstaat. Die Bundesrepublik Deutschland und Großbritannien im Vergleich, München 2010, S. 9–18, hier S. 9.
 - 2 Vgl. Platon: Nomoi (Gesetze). Buch IV–VII; Übersetzung u. Kommentar v. Klaus Schöpsdau, Göttingen 2003 [zuerst 4. Jh. v. Chr.], S. 49f. [744d–745b].
 - 3 Per Molander: Die Anatomie der Ungleichheit. Woher sie kommt und wie wir sie beherrschen können, Frankfurt am Main 2017, S. 12.
 - 4 Stefan Hradil: Soziale Ungleichheit in Deutschland, Wiesbaden ⁸2005, S. 30 (mit Hervorhebung im Original).
 - 5 Vgl. exemplarisch Heinz-Herbert Noll/Bernhard Christoph: Akzeptanz und Legitimität sozialer Ungleichheit – Zum Wandel von Einstellungen in West- und Ostdeutschland, in: Rüdiger Schmitt-Beck/Martina Wasmer/Achim Koch (Hrsg.): Sozialer und politischer Wandel in Deutschland. Analysen mit ALLBUS-Daten aus zwei Jahrzehnten, Wiesbaden 2004, S. 97–125, hier S. 103 oder Hans-Ulrich Wehler: Die neue Umverteilung. Soziale Ungleichheit in Deutschland, München 2013, S. 67.

Forschungsinteresse

Wie die eben zitierte Definition von sozialer Ungleichheit nahelegt, sind es die jeweiligen sozialen Positionen, nach denen die „wertvollen Güter“ vertikal verteilt werden. Ungleichheit ist mithin sozial konstruiert, sprich menschengemacht. Ob es Ausdifferenzierungen hinsichtlich bestimmter Güter gibt und wie stark diese ausfallen, wird vornehmlich von den gesellschaftlichen Strukturen bedingt. Je nach Verfasstheit einer Gesellschaft können beispielsweise das (Aus-)Bildungsniveau und/oder der Grad an politischer Loyalität oder andere beziehungsweise weitere Merkmale der Menschen einen Einfluss auf die Verteilung von Einkommen haben. Es gibt Studien, die zeigen, dass in westlichen Gesellschaften als schön wahrgenommene Menschen erfolgreicher am Arbeitsmarkt sind und mehr Gehalt generieren⁶ – wenngleich das nicht losgelöst von anderen Determinanten wie der individuellen Qualifikation geschieht. Hieran wird der Effekt, den bestimmte kulturelle Zuschreibungen entfalten (können), sichtbar.

Vor diesem Hintergrund ist die historische Eruiierung von Verteilungsverhältnissen in staatssozialistischen Systemen besonders interessant, galt es doch dort, die sozialen Unterschiede weitgehend einzuebnen. Karl Marx, der ideologische Säulenheilige des ehemaligen „Ostblocks“, hatte schließlich prophezeit, „daß mit der Abschaffung der Klassenunterschiede von selbst alle aus ihnen entspringende soziale und politische Ungleichheit verschwindet“⁷. Zwar sollte dies unumschränkt erst für den verwirklichten Kommunismus als Endstufe der gesellschaftlichen Entwicklung gelten, aber auch in der Vorstufe, dem Sozialismus, verfolgte mit der SED die Staatspartei der DDR die „Minderung sozialer Unterschiede“⁸. Nivellierung wurde als offizielles Staatsziel ausgegeben. Welche materiellen Ungleichheiten es realiter in der Spätphase der DDR gab, wird im Promotionsprojekt mit Blick auf die 1980er-Jahre untersucht. Zwar gibt es bereits Studien zu Armut und auch erste Annäherungen an das Thema Reichtum in der DDR,⁹ dennoch

6 Bspw. Daniel S. Hamermesh: *Beauty Pays. Why Attractive People are More Successful*, Princeton 2011.

7 Karl Marx: Kritik des Gothaer Programms [zuerst 1875], in: Ders./Friedrich Engels: *Werke*, Bd. 19; hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin (Ost) 1962, S. 11–32, hier S. 26.

8 Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. IX. Parteitag der SED, Berlin, 18. bis 22. Mai 1976, Berlin (Ost) 1976, S. 23.

9 Vgl. Günter Manz: *Armut in der „DDR“-Bevölkerung: Lebensstandard und Konsumtionsniveau vor und nach der Wende*, Augsburg 1992; Christoph Lorke: *Von Anstand und Liederlichkeit. Armut und ihre Wahrnehmung in der DDR (1961–1989)*, in: *Zeithistorische Forschungen* 10 (2013) 2, S. 199–218 sowie Jens Gieseke: *Gab es Reichtum in der DDR? Zu Strukturen, Selbstdarstellungen und kollektiven Wahrnehmungen im Staatssozialismus*, in: Eva Maria Gajek/Anne Kurr/Lu Seegers (Hrsg.): *Reichtum in Deutschland. Akteure, Räume und Lebenswelten im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2019, S. 329–347.

sind sozialistische „Einkommens- und Vermögensverteilungen noch immer rekonstruktionsbedürftig“¹⁰.

Wenngleich der nach dem Zweiten Weltkrieg entstandene östliche deutsche Staat geografisch weiter in Mitteleuropa verortet wurde, war dieser während des Kalten Krieges ideologisch und geopolitisch dem „Ostblock“ zugehörig. Für die Zeit der Blockeinteilung konstatierte Karl Schlögel rückblickend: „Ost-Berlin liegt von nun an in Osteuropa“¹¹. Doch welchen Einfluss hatte es auf die materiellen Lagen und Ungleichheitsausprägungen, als das Gebiet Ostdeutschlands 1989/90 weltanschaulich vom Osten in den Westen „wanderte“? Diese Frage soll beantwortet werden, indem das letzte DDR-Jahrzehnt zusammen mit der ersten „Nachwendedekade“ in einer integrativen Perspektive betrachtet wird. Damit wird zugleich dem in der deutschen Geschichtswissenschaft zuletzt öfter formulierten Postulat entsprochen, „das Epochenjahr 1989/90 weniger als Ende oder Anfang zu sehen, sondern seinerseits in laufende Entwicklungen einzuordnen“¹². Auf diese Weise lassen sich neben den Brüchen auch mögliche über die Epochenäsur hinweg bestehende Kontinuitäten identifizieren. Inwieweit waren bestimmte materielle Disparitäten im Ostdeutschland der 1990er-Jahre bereits durch die sozial-ökonomische Ordnung im Spätsozialismus historisch vorgründet?

Datenquellen

Eine Vielzahl der Erkenntnisse über die Verteilung von Einkommen und Vermögen stützt sich auf sogenannte prozessproduzierte Daten, die quasi als Nebenprodukt eines Verwaltungsaktes – wie Verfahren zur steuerlichen Veranlagung – entstehen. Die Quellenbasis für entsprechende Untersuchungen bilden überwiegend Daten aus Einkommenssteuererklärungen sowie aus dem Aufkommen von Vermögens- oder Erbschaftssteuern.¹³ Solche Studien liefern freilich wichtige Erkenntnisse zu Disparitäten innerhalb bestimmter Gruppen von Steuerzahlern. Jedoch lassen sie oftmals den Haushaltskontext und mithin die Kumulation der Vermögen und Einkommen der Angehörigen eines Haushalts unberücksichtigt. Es macht natürlich einen Unterschied, ob

10 Jens Gieseke: Soziale Ungleichheit im Staatssozialismus. Eine Skizze, in: Zeithistorische Forschungen 10 (2013) 2, S. 171–198, hier S. 173.

11 Karl Schlögel: Grenzland Europa [zuerst 1993], in: Ders.: Die Mitte liegt ostwärts. Europa im Übergang, Wien 2002, S. 186–194, hier S. 188.

12 Thomas Großbölting/Christoph Lorke: Vereinigungsgesellschaft. Deutschland seit 1990, in: Dies. (Hrsg.), Deutschland seit 1990. Wege in die Vereinigungsgesellschaft, Stuttgart 2017, S. 9–30, hier S. 24.

13 Anstatt vieler: Thomas Piketty: Das Kapital im 21. Jahrhundert, München 2014.

beispielsweise ein Arbeitnehmer mit seinem Einkommen allein sich selbst oder darüber hinaus noch Kinder zu versorgen hat. Allein auf Steuerdaten basierende Arbeiten vernachlässigen überdies staatliche Transferzahlungen, wie Wohn- oder Kindergeld, und deren möglicherweise nivellierende Wirkung. Neben den Arbeitseinkommen und Sozialtransfers gehören zum Haushaltseinkommen noch das Einkommen aus Vermögen, etwa in Form von Zinsen und Dividenden, und weitere Einkünfte, wie Trinkgelder oder Einnahmen aus Vermietungen und Verpachtungen.

Wer wissen möchte, über wie viel Einkommen oder über welche Ausstattung Haushalte tatsächlich verfügen, muss sie befragen. Erschöpfend lassen sich die materiellen Ressourcen eines Haushalts nur erheben, wenn diejenigen Personen, die miteinander leben und wirtschaften, gleichsam als soziale Einheit betrachtet und befragt werden. Sollen Angaben hierzu für einen bereits vergangenen Zeitraum ermittelt werden, mögen zunächst Methoden der Oral History als naheliegend erscheinen. Allerdings lassen sich mit gegenwärtig durchgeführten Interviews lediglich eher aktuelle Erinnerungslagen und retrospektive Perzeptionen abfragen. Konkrete Angaben über möglicherweise mehr als 30 Jahre zurückliegende monatliche Gesamteinkünfte eines Haushalts, dessen Zusammensetzung sich in der Zwischenzeit zudem mehrfach verändert haben mag, sind auf diesem Wege nicht zu erwarten. Doch auch wenn in den Haushalten noch exakt geführte Haushaltsbücher beziehungsweise Einnahmen-Ausgaben-Dokumentationen vorhanden wären, um Erinnerungslücken zu kompensieren, ließe sich ohne einen unmäßigen – und letztlich unrealistischen – Interviewaufwand kein wirklich aussagekräftiges Sample erstellen.

Als geeignete Quelle, um die Entwicklung der sozioökonomischen Lagen von Haushalten historisch zu erfassen, bieten sich folglich zeitgenössisch durchgeführte sozialstatistische Haushaltsbefragungen an.¹⁴ Diese haben für gewöhnlich keinen zeitlichen Abstand zu den jeweiligen untersuchten Sujets und als quantitative Befragungen generieren sie meistens wesentlich höhere Fallzahlen, als dies qualitative Verfahren können. Für solche Erhebungen gibt es generell zwei Hauptproduzenten. Erstens sind es sozialwissenschaftliche Forschungsinstitutionen (denen auch die privaten Umfrageinstitute zugeordnet sein sollen), die Haushalte wie Personen nach ihren Lebensumständen befragen. Für die 1980er-Jahre, die erste Hälfte des Untersuchungszeitraums,

14 Das Postulat, solche Mikrodaten stärker für zeitgeschichtliche Forschungen zu nutzen, bei: Lutz Raphael/Gert G. Wagner: Das Potential von Mikrodaten sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Erhebungen und amtlicher Statistiken für die zeithistorische Forschung, in: Schmollers Jahrbuch 135 (2015) 3, S. 335–342.

kann auf das Datenmaterial der DDR-Soziologie zurückgegriffen werden.¹⁵ Allerdings war diese Disziplin in der DDR mit vielfachen Restriktionen belegt worden, die aus der Befürchtung resultieren, dass unvoreingenommene sozialwissenschaftliche Ergebnisse den offiziellen Verlautbarungen über die sozialistische Gesellschaft widersprechen könnten.¹⁶ So durften faktisch keine bevölkerungsrepräsentativen Surveys durchgeführt werden und Erhebungen zu politisch heiklen Themen, wie eben soziale Ungleichheit, wurden ebenfalls verwehrt.¹⁷ Trotzdem ist es DDR-Sozialwissenschaftlern mitunter gelungen, „getarnte“ Forschungsfragen in ihren Fragebögen unterzubringen.¹⁸ Somit lassen sich die überlieferten Datensätze der DDR-Soziologie durchaus zur Untersuchung bestimmter sozial- und wirtschaftshistorischer Fragestellungen nutzen – immer jedoch eingedenk der Bedingtheiten ihrer Aussagekraft.

Für die Bearbeitung der 1990er-Jahre stehen die vielfältigen Erhebungsprogramme der bundesdeutschen Forschungsinstitute zur Verfügung. Obschon auch hier die Spezifika der jeweiligen Surveys bei der Auswertung berücksichtigt werden müssen, unterlagen sie hinsichtlich Konzeption und Methodik wesentlich weniger Einschränkungen als die unter der SED-Diktatur durchgeführten Befragungen. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang das bereits als „wichtigste deutsche Umfrage“¹⁹ apostrophierte Sozio-oekonomische Panel (SOEP), welches als Wiederholungsbefragung derselben Haushalte und Personen insbesondere für Zeitverlaufsanalysen geeignet ist.²⁰

Einen zweiten bedeutsamen Produzenten von Haushaltsbefragungen stellt die amtliche Statistik dar. Deren primäre und in der Regel gesetzlich geregelte Zielstellung ist die statistische Informationsbereitstellung für Politik und Öffentlichkeit – die je nach politischem System in ihrem Grad unterschiedlich gewichtet ist –, wofür sie unter anderem Haushalts- und Personenbefragungen realisiert. In amtlichen Erhebungen ist gemeinhin

15 Vgl. Michael Wettengel: Sozialwissenschaftliche Daten aus der DDR – ein Katalog archivierter Studien, in: *Historische Sozialforschung* 20 (1995) 4, S. 127–134.

16 Vgl. dazu Christiane Reinecke: Fragen an die sozialistische Lebensweise. Empirische Sozialforschung und soziales Wissen in der SED-Fürsorgediktatur, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 50 (2010), S. 311–334.

17 Vgl. Thomas Mergel: Soziale Ungleichheit als Problem der DDR-Soziologie, in: Ders./Christiane Reinecke (Hrsg.): *Das Soziale ordnen. Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2012, S. 307–336, hier S. 309 u. 317.

18 Vgl. Evelyn Brislinger/Brigitte Hausstein/Eberhard Riedel: Sozialwissenschaftliche Daten aus der DDR und den neuen Bundesländern – 1968 bis 1996, in: *GESIS (Hrsg.): Materialien zur Erforschung der DDR-Gesellschaft. Quellen. Daten. Instrumente*, Opladen 1998, S. 95–147, hier S. 103.

19 Hartmut Kaelble: *Mehr Reichtum, mehr Armut. Soziale Ungleichheit in Europa vom 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main 2017, S. 151.

20 Vgl. Gert G. Wagner: Die Längsschnittstudie Sozio-oekonomisches Panel (SOEP) – Die Jahre von der Wende zur Jahrtausendwende, in: *Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung* 77 (2008) 3, S. 43–62; mit dem Fingerzeig, die SOEP-Daten auch für zeithistorische Analysen zu nutzen (S. 59).

die Bandbreite der erfragten Themen und Variablen geringer; es werden mehrheitlich „harte Items“, wie die Erwerbssituation und die materiellen Ressourcen von Personen und Haushalten, aufgenommen. Kulturelle sowie milieubezogene Hintergründe oder Einstellungsmuster und Perzeptionen werden dagegen stärker von den jeweiligen Teildisziplinen der Sozialforschung abgefragt. Dafür wartet die amtliche Statistik zumeist mit erheblich größeren Fallzahlen und einer höheren Repräsentativität auf.²¹ In der DDR führte zum Beispiel die Staatliche Zentralverwaltung für Statistik (SZS) eine Einkommensstichprobe innerhalb von rund 30.000 Arbeiter- und Angestelltenhaushalten durch. Die amtliche Zentralverwaltung war eine der wenigen Institutionen, die bevölkerungsweite Befragungen durchführen durfte.²² Eine Erhebung zu Einkommen und materiellen Ressourcen, die die komplette DDR-Gesellschaft zur Grundgesamtheit hatte, gab es dennoch nicht. Die Zielpopulation der SZS-Einkommensstichprobe bildeten, wie gesagt, die Arbeiter- und Angestelltenhaushalte. In dem Umstand, dass also aus der DDR-Zeit kein entsprechendes Datenmaterial für die gesamte Bevölkerung Ostdeutschlands vorhanden ist, liegt auch ein Grund für die Bescheidung des Promotionsprojektes auf Arbeitnehmerhaushalte. Nichtsdestotrotz und abseits der durch die Quellsituation bedingten Implikationen bild(et)en Arbeitnehmerhaushalte generell die gesellschaftlich größte Gruppe – 1981 stellten sie zwei Drittel aller DDR-Haushalte²³ –, sodass sich an ihr sozioökonomische Entwicklungen sehr gut ablesen lassen.

Für die zweite Hälfte des Untersuchungszeitraums, die 1990er-Jahre, werden als wichtige Quelle Daten aus Haushaltsbefragungen der amtlichen Statistik der Bundesrepublik Deutschland herangezogen. Nach der Wiedervereinigung wurde 1991 erstmals der von der bundesdeutschen amtlichen Statistik verantwortete Mikrozensus auf die neuen Bundesländer ausgeweitet.²⁴ Die Fallzahlen in den für wissenschaftliche Zwecke bereitgestellten *Scientific Use Files* betragen für die 1990er-Jahre reichlich 40.000 ostdeut-

21 Eine knappe und zugespitzte Diskussion des nicht unproblematischen Begriffs der Repräsentativität findet sich bei Christian Alt/Walter Bien: Gewichtung, ein sinnvolles Verfahren in den Sozialwissenschaften? Fragen, Probleme und Schlußfolgerungen, in: Siegfried Gabler/Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik/Dagmar Krebs (Hrsg.): Gewichtung in der Umfragepraxis, Opladen 1994, S. 124–140, hier S. 125–128.

22 Gleichwohl war auch für die SZS der sogenannte X-Bereich mit Angehörigen der Partei- und Staatsorgane sowie der Volksarmee und weiterer „arkaner Institutionen“ nicht zugänglich; zum X-Bereich vgl. Wolfgang Fritz: Historie der amtlichen Statistiken der Erwerbstätigkeit in Deutschland. Ein fragmentarischer Abriss: Darstellung, Quellen, Daten, Definitionen, Chronik (Historical Social Research Supplement, Nr. 13), Köln 2001, S. 58f.

23 Vgl. Staatliche Zentralverwaltung für Statistik: Angaben zu den Wohnverhältnissen sozialdemografischer Gruppen. Detaillierte Ergebnisse der Volks-, Berufs-, Wohnraum- und Gebäudezählung 31.12.1981 [Berlin (Ost) 1982], S. 5.

24 Vgl. Hans-Joachim Heidenreich: Einführung des Mikrozensus in den neuen Bundesländern: Probleme und Erfahrungen, in: Paul Lüttinger/Heike Wirth (Hrsg.): Amtliche Daten der DDR und der neuen Bundesländer: Informationsquelle für die Sozialwissenschaften. Tagungsdokumentation, Mannheim 1993, S. 11–26.

sche Haushalte. Davon können über 20.000 als Arbeitnehmerhaushalte in die Untersuchung einbezogen werden.

Methodik

Im Dissertationsprojekt kommt den Datenquellen eine bedeutsame Rolle zu. Zur Beantwortung der Forschungsfragen sind nämlich zunächst empirisch-quantitative Relationen der materiellen Ausstattung in den ostdeutschen Arbeitnehmerhaushalten und der damit einhergehenden Disparitäten zu eruieren. Das so generierte „Datengerüst“ ist im Weiteren zu historisieren, das heißt in den Rahmen der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen des Untersuchungszeitraums einzubetten. Für die historiographische Narration ist es unerlässlich, dass die rein statistischen Befunde und Zusammenhänge historisch erklärt werden. Aus diesem Grund rekurriert das Projekt zugleich auf klassische, nicht-quantitative Quellen. Unter anderem werden auch Protokolle und Berichte der DDR-Staatsführung einbezogen. Im Folgenden jedoch wird die Arbeit mit den Datensätzen im Vordergrund stehen. Anhand der Variable Haushaltseinkommen in den beiden Erhebungsprogrammen Einkommensstichprobe und Mikrozensus soll verdeutlicht werden, wie statistisches Material mit unterschiedlicher Provenienz im Projekt genutzt wird.

Quellenkritik

Auch an Datenquellen sind die konventionellen quellenkritischen Fragen zu richten, wer, was, wann, wie und warum erhoben hat, um historische Statistiken als „Produkte ihrer Zeit“²⁵ zu begreifen. Folglich müssen noch vor den quantitativen Ergebnissen die Verfahren und Methodiken der Erhebungen selbst historisiert werden. Damit werden nicht nur deren Entstehungsbedingungen, sondern gleichfalls Charakteristika sowie Aussagekraft und also deren Eignung zur Bearbeitung der Forschungsfragen beleuchtet.²⁶ Gerade unter Diktaturbedingungen zustande gekommene Daten stehen bisweilen unter

25 J. Adam Tooze: Die Vermessung der Welt. Ansätze zu einer Kulturgeschichte der Wirtschaftsstatistik, in: Hartmut Berghoff/Jakob Vogel (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels, Frankfurt am Main 2004, S. 325–351, hier S. 342.

26 Zur historischen Sekundäranalyse sozialwissenschaftlicher Daten siehe Jenny Pleinen/Lutz Raphael: Zeithistoriker in den Archiven der Sozialwissenschaften. Erkenntnispotenziale und Relevanzgewinne für die Disziplin, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 62 (2014) 2, S. 173–195.

Manipulations- oder Zensurverdacht, was zu Vorbehalten hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit führt. Eine eingehende Quellenkritik ist demnach angezeigt.

Die DDR-Einkommensstichprobe in Arbeiter- und Angestelltenhaushalten wurde seit 1959 in zwei- bis dreijährigem Abstand regelmäßig von der Staatlichen Zentralverwaltung für Statistik durchgeführt. Vornehmlicher Zweck war die Gewinnung von Informationen über die materiellen Lebensverhältnisse der Arbeitnehmerhaushalte.²⁷ Die Erkenntnisse wurden indes nur in sehr eingeschränkter und aggregierter Form öffentlich publiziert, so dass kaum Rückschlüsse auf mögliche Einkommensungleichheiten möglich waren.²⁸ Ausführlichere Berichte über die Ergebnisse aus der Einkommensstichprobe wurden allerdings intern als „vertrauliche Dienstsache“ angefertigt und auch der Staats- und Parteiführung der DDR zur Verfügung gestellt.²⁹ Im Rahmen der Einkommensstichprobe wurden Arbeitnehmer in den Betrieben unter anderem zu den Nettogeldeinnahmen aller Mitglieder ihres Haushalts befragt. Dabei wurden detailliert die Bestandteile des Haushaltseinkommens, wie Arbeitseinkommen, betriebliche Prämien, Kindergeld oder Stipendien, in ihrer Höhe erfasst.³⁰ Dass die Mitarbeiter der Zentralverwaltung für Statistik Manipulationen an dem Datenmaterial vornahmen, kann im Prinzip ausgeschlossen werden. Während die amtlichen Statistiker ohne Ergebnisbeeinflussung arbeiteten, wurde statistische Zensur in der DDR vielmehr über die eingeschränkte Veröffentlichungspraxis geübt.³¹ Bereits zeitgenössisch ist die Veröffentlichungspolitik und insbesondere die Wirtschaftsberichterstattung der DDR, auch im Vergleich mit den anderen „Ostblock“-Staaten, als besonders restriktiv beschrieben worden.³²

Im jährlichen Mikrozensus, der in der Bundesrepublik Deutschland ebenfalls die Funktion erfüllt(e), Informationen über die sozioökonomische Lage der Haushalte für Politik, Öffentlichkeit und Wissenschaft zusammen-

27 Ausführlicher zur Erhebung: Statistisches Amt der DDR: Übersicht über die regelmäßigen repräsentativen Bevölkerungsbefragungen des Statistischen Amtes der DDR, Berlin (Ost) 1990, S. 14–18 u. Anlagen 6–9 und Peter Krause/Johannes Schwarze: Die Einkommensstichprobe in Arbeiter- und Angestelltenhaushalten der DDR vom August 1988 – Erhebungskonzeption und Datenbankzugriff (DIW-Diskussionspapier, Nr. 11), Berlin (West) 1990.

28 Zum Beispiel Staatliche Zentralverwaltung für Statistik: Statistisches Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik 1984, Berlin (Ost) 1984, S. 278–280.

29 Exemplarisch: Staatliche Zentralverwaltung für Statistik: Einkommensstichprobe 1983 in Arbeiter- und Angestelltenhaushalten. Ausgewählte Ergebnisse, Januar 1984, BArch DE2/20365.

30 Siehe beispielhaft den Fragebogen der Einkommensstichprobe von 1988 in: Krause/Schwarze: Einkommensstichprobe, Anhang 1.

31 Vgl. Burghard Ciesla: Hinter den Zahlen. Zur Wirtschaftsstatistik und Wirtschaftsberichterstattung in der DDR, in: Alf Lüdtke/Peter Becker (Hrsg.): Akten. Eingaben. Schaufenster. Die DDR und ihre Texte. Erkundungen zu Herrschaft und Alltag, Berlin 1997, S. 39–55 und Fritz: Historie der amtlichen Statistiken, S. 57.

32 Vgl. Werner Voß: Ein neues Konzept zur Erfassung des Lebensstandards – das Beispiel DDR, in: Dieter Voigt (Hrsg.): Die Gesellschaft der DDR. Untersuchungen zu ausgewählten Bereichen, Berlin (West) 1984, S. 167–183, hier S. 169f.

zutragen, fand (und findet noch immer) die Einkommensabfrage weniger ausführlich statt. In den Interviews wurde lediglich eine generelle Frage zum gesamten Nettoeinkommen des Haushalts gestellt, also ohne die gesonderte Aufnahme der einzelnen Einkommensarten. Nichtsdestotrotz war in den Leitfäden für die Interviewer als Hilfestellung genau abgelegt, welches die wichtigsten Einkommensquellen sind.³³ Während in der DDR-Einkommensstichprobe die exakten Einkommenswerte aufgenommen wurden, musste im Mikrozensus die Einkommenshöhe in einem Von-bis-Bereich angegeben werden.³⁴ Diese klassierte Abfrage sollte den gesetzlich zur Auskunft verpflichteten Respondenten die Einkommensmitteilung erleichtern.³⁵

Operationalisierung

Zu wissenschaftlichen Zwecken können die Mikrozensus als faktisch anonymisierte 70-Prozent-Substichproben bei den Forschungsdatenzentren der amtlichen Statistik Deutschlands beantragt werden. Die Daten werden in digitaler Form zur Verfügung gestellt, sodass sie sich mit gängiger Statistik-Software (SPSS, STATA etc.) bearbeiten lassen. Dies erleichtert nicht zuletzt das Filtern und Umformen der Datensätze, um sie mit den DDR-Daten verknüpfen zu können. Zum Beispiel wurde in der DDR-Einkommensstichprobe ein Haushalt als Arbeitnehmerhaushalt klassifiziert, wenn dessen Angehöriger mit dem höchsten individuellen Einkommen Arbeiter oder Angestellter war. Diese Systematik muss mit den Mikrozensus-Daten, in denen der Haushaltsvorstand vom Haushalt selbst bestimmt wurde und nicht zwangsläufig der Haupteinkommensbezieher war, nachgebildet werden. Zudem werden Haushalte, in denen der Haupteinkommensbezieher ein arbeitsloser Arbeiter beziehungsweise Angestellter war, als *potentielle* Arbeitnehmerhaushalte in die Untersuchung mit einbezogen. Sonst ließen sich die Auswirkungen der in den 1990er-Jahren auftretenden und zuvor in Ostdeutschland gänzlich unbekanntem Massenarbeitslosigkeit auf die Entwicklung von Ungleichheiten

33 Vgl. exemplarisch den Fragebogen und Interviewleitfaden des Mikrozensus von 1998: Stichprobenerhebung über die Bevölkerung und den Arbeitsmarkt. Mikrozensus 1998 und Arbeitskräftestichprobe der Europäischen Union 1998. Erhebungsbogen 1 + E, online unter: https://www.forschungsdatenzentrum.de/sites/default/files/mz_1998_eu.zip (29. September 2019).

34 Dazu, dass bei der Angabe spitzer Einkommenswerte die Probanden oftmals aufrunden, was den methodischen Unterschied zur klassierten Abfrage etwas abmildert, vgl. Jens U. Hanisch: Rounded Responses to Income Questions, in: Allgemeines Statistisches Archiv 89 (2005) 1, S. 39–48.

35 Vgl. Winfried Gruber: Messung von Armut und Reichtum – Das Datenangebot der amtlichen Statistik, in: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Einkommen und Vermögen in Deutschland – Messung und Analyse. Beiträge zum wissenschaftlichen Kolloquium am 13./14. November 1997 in Wiesbaden, Stuttgart 1998, S. 63–78, hier S. 75.

kaum angemessen darstellen. Solche Transformationen sind notwendig, damit zwischen den 1990er-Datensätzen und den starrereren 1980er-Daten größtmögliche Passgerechtigkeit hergestellt und dem „Erfordernis der Kongruenz“³⁶ der verwendeten Datengrundlagen entsprochen wird.

Mit Ausnahme der Erhebung von 1988 ist das Datenmaterial aus den Einkommensstichproben nicht mehr in maschinenlesbarer Form erhalten. Im deutschen Bundesarchiv sind einzig Angaben in analoger Form, sprich als papiergedruckte interne Auswertungsberichte des Zählbüros der Zentralverwaltung für Statistik überliefert. Um diese schließlich nutzen und breiter auswerten zu können, sind die relevanten Teile der Zahlenkonvolute in digitales Format zu überführen – was schlechterdings nichts anderes bedeutet, als dass sie in zeitaufwändiger Weise manuell abgetippt werden müssen. Hier erfährt der „Nachsommer“-Lehrsatz „Das Sammeln geht der Wissenschaft immer voraus“ des österreichisch-habsburgischen Autors Adalbert Stifter eine sehr moderne Bedeutung und Bestätigung.³⁷

Da die Urdaten aus den Einkommensstichproben nicht mehr vorhanden sind, lassen sich lediglich die aggregierten Auswertungen noch digital „einsammeln“. So ist das Einkommen pro Kopf, das eine wichtige Rechnungsgröße darstellt, um Haushalte mit unterschiedlicher Personenzahl vergleichen zu können³⁸, in den archivierten Zählberichten nur klassiert abgebildet. Beispielsweise befand sich demnach 1980 mit 22 Prozent der Hauptteil der Arbeitnehmerhaushalte in der 400–500-Mark-Klasse, während 2 Prozent ein monatliches Pro-Kopf-Einkommen von 1.100 Mark und mehr zur Verfügung hatten (siehe Abbildung 1).

Damit ergibt sich der für die Datenauswertung nicht ganz unproblematische Umstand, dass wie beim Mikrozensus die Einkommen in der Einkommensstichprobe gruppiert vorliegen. Im Gegensatz zu exakten (Einkommens-)Werten erschweren klassierte Daten per se weitere Berechnungen. Indessen kann unter der Annahme, dass innerhalb der Klassen die Einkommenswerte gleichverteilt sind, der jeweilige Klassenmittewert als zulässiger Repräsentant und Operator herangezogen werden. Dies wurde für den

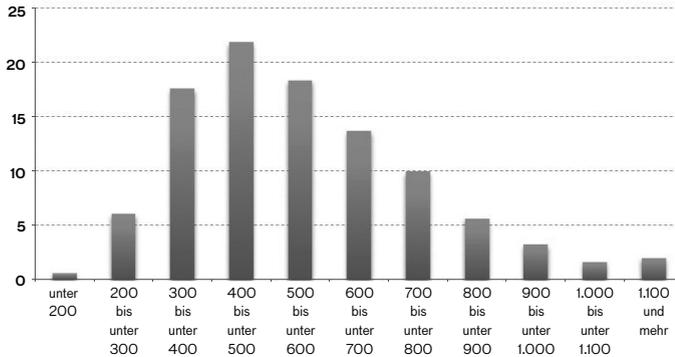
36 Jan Goebel/Carsten Schröder: Einkommensverteilung und gesamtwirtschaftliche Entwicklung in Deutschland – eine Replik, in: *Wirtschaftsdienst* 95 (2015) 12, S. 861–863, hier S. 862.

37 Adalbert Stifter: *Der Nachsommer*, München 1978 [zuerst 1857], S. 110.

38 Hauptsächlich aufgrund der Schwierigkeit, eine für beide Systeme stimmige Äquivalenzskala zu entwerfen, wird von einer über die Personenanzahl hinausgehenden Äquivalenzgewichtung des Einkommens im Projekt abgesehen; vgl. dazu auch Bernhard Schimpl-Neimanns/Heike Wirth: *Bestandsaufnahme und Nutzungsmöglichkeiten amtlicher Mikrodaten der DDR für Sekundäranalysen zur Bildungs- und Einkommensungleichheit* (ZUMA-Arbeitsbericht, 94/06), Mannheim 1994, S. 45f.

Mikrozensus bereits als gerechtfertigtes Verfahren nachgewiesen.³⁹ Somit wird die reale Verteilung näherungsweise bestimmbar, sodass Ungleichheitsanalysen gut durchführbar sind.

Abbildung 1: Verteilung des monatlichen Pro-Kopf-Einkommens in Arbeitnehmerhaushalten 1980 (in Prozent und Mark)



Eigene Darstellung nach: Einkommensstichprobe
(Fallzahl: 31.860 Arbeitnehmerhaushalte)

Zur Beschreibung von Einkommensungleichheiten können dann die Anteile, die das „ärmste“ und das „reichste“ Zehntel am gesamten Einkommen besaßen, ausgewiesen werden. Zwar werden in der empirischen Ungleichheitsforschung eine Vielzahl weiterer sowie *elaboriertere* Kennziffern verwendet, von denen der sogenannte Gini-Koeffizient sicherlich am weitesten verbreitet ist.⁴⁰ Und diese bleiben auch in der Promotionsarbeit nicht außen vor. Zugleich jedoch scheint es im geisteswissenschaftlichen Bereich angebracht zu sein, dass für ein Publikum, das mit mathematisierten Ausdrucksformen zumeist weniger vertraut ist, ebenfalls allgemein verständlichere Maße und Darstellungen Anwendung finden.

39 Vgl. Johannes Stauder/Wolfgang Hüning: Die Messung von Äquivalenzeinkommen und Armutsquoten auf der Basis des Mikrozensus, in: Statistische Analysen und Studien Nordrhein-Westfalen, Bd. 13, 2004, S. 9–31. Für die Randklassen wurde – im Einklang mit Wolfgang Kohn: Statistik. Datenanalyse und Wahrscheinlichkeitsrechnung, Berlin 2005, S. 21 – der entsprechende Klassenstellvertreter anhand von Plausibilitätsüberlegungen festgelegt. Für eine harmonische Dezilverteilung wurde zudem auf ein Verfahren der simulierten Gleichverteilung in den Einkommensgruppen zurückgegriffen, das auch von der amtlichen Statistik zur Berechnung von Armutsquoten mit dem Mikrozensus genutzt wird; zur konkreten Anwendung siehe Mara Boehle: Armutsmessung mit dem Mikrozensus. Methodische Aspekte und Umsetzung für Querschnitts- und Trendanalysen (GESIS Papers 2015–16), Mannheim 2015.

40 Eine bündige Erörterung, warum gerade der Gini-Koeffizient so „populär“ ist, bietet: Frank A. Cowell: Measurement of Inequality, in: Anthony B. Atkinson/Francois Bourguignon (Hrsg.): Handbook of Income Distribution; Vol. 1, Amsterdam 2000, S. 87–166, hier S. 112 u. insb. S. 150.

Tabelle 1: Untere und obere Dezilanteile am gesamten monatlichen Pro-Kopf-Haushaltseinkommen (in Prozent)

	1980	1983	1985	1988	1991	1993	1995	1998	2000
1. Dezil	4,9	4,9	4,9	5,1	4,0	3,8	3,8	3,8	3,8
10. Dezil	18,0	18,0	18,5	18,1	19,9	20,5	20,3	20,9	21,0

*Eigene Berechnung nach: Einkommensstichprobe, Mikrozensus
(Fallzahlen: 22.667–33.477 Arbeitnehmerhaushalte)*

Es zeigt sich, dass zu Beginn des Untersuchungszeitraums das untere Zehntel über 4,9 Prozent und das obere Zehntel über 18,0 Prozent des insgesamt von den ostdeutschen Arbeitnehmerhaushalten erhaltenen Einkommens pro Monat und Kopf verfügte. Im Jahr 2000 lag die entsprechende Relation bei 3,8 Prozent zu 21,0 Prozent (siehe Tabelle 1). Insbesondere zwischen den Erhebungszeitpunkten 1988 und 1991, also mit dem Systemumbruch, kam es zu einem Anstieg der Ungleichheit, als die unteren zehn Prozent der Arbeitnehmerhaushalte anteilmäßig verloren und die oberen zehn Prozent ihren Anteil am Gesamteinkommen vergrößern konnten. Neben solchen Brüchen in dem sozioökonomischen Gefüge der ostdeutschen Arbeitnehmerhaushalte lassen sich gleichwohl auch gewisse Kontinuitäten ausmachen.

Tabelle 2: Verfügbares monatliches Einkommen von ostdeutschen erwerbstätigen Arbeitnehmern nach Qualifikation in Relation zum Gesamtdurchschnitt (= 100)

1988		1991	
un-/angelernt	80,1	73,3	kein Abschluss
Facharbeiter	92,8	92,3	Lehr-/ Anlernausbildg.
Meister	116,2	109,8	Meister
Fachschule	107,3	110,8	Fachschule
Hochschule	132,1	135,1	(Fach-)Hochschule

*Eigene Berechnung nach: Einkommensstichprobe, Mikrozensus
(Fallzahlen: 51.065 u. 43.219 Arbeitnehmer)*

In der späten DDR herrschte eine individuelle Einkommensverteilung vor, die zu einem Gutteil vom Qualifikationsniveau der Arbeiter und Angestellten bestimmt war. Am unteren Ende der Einkommensskala rangierten die un- und angelernten Arbeitnehmer, die im Jahr 1988 über 80,1 Prozent des durchschnittlichen Monatseinkommens verfügten. Die Facharbeiter lagen zwar über dieser Gruppe, aber mit 92,8 Prozent unter dem Gesamt-

durchschnitt. Ein überdurchschnittliches Einkommen generierten sowohl die Meister (116,2 Prozent) als auch die Absolventen einer DDR-Fachschule (107,3 Prozent). Oben in der Einkommenshierarchie befanden sich die Inhaber eines Hochschulabschlusses, die 132,1 Prozent des durchschnittlich verfügbaren Einkommens erhielten (siehe Tabelle 1).

Auch wenn sich diese Ausbildungskategorien der Einkommensstichprobe nicht eins zu eins mit dem Mikrozensus reproduzieren lassen, ergibt sich für die Zeit unmittelbar nach der Einführung der Marktwirtschaft in Ostdeutschland und der Wiedervereinigung ein ganz ähnliches Bild. Ungelernte ohne beruflichen Abschluss waren 1991 mit einem Niveau von 73,3 Prozent die einkommensmäßig am geringsten ausgestattete Gruppe. Arbeitnehmer mit einer Lehr- beziehungsweise Anlernausbildung lagen bei 92,3 Prozent des gesamtdurchschnittlich verfügbaren Einkommens. Meister (109,8 Prozent) und Fachschulabsolventen (110,8 Prozent) hatten die Plätze getauscht und sich zugleich angenähert, während diejenigen Arbeitnehmer mit Hoch- und Fachhochschulabschluss über 135,1 Prozent verfügten und somit abermals am oberen Ende der Einkommensleiter lagen.

Interpretation

Obschon im vorliegenden Beitrag die „Datenarbeit“ im Vordergrund stehen sollte, kann eine kurze Interpretation der Zahlen freilich nicht ausbleiben. Wie ersichtlich wurde, herrschten neben den Umbrüchen auch Kontinuitäten über die Epochenäsur von 1989/90, indem etwa davor und danach Einkommen gemeinhin nach dem individuellen Ausbildungsniveau verteilt wurde. Offensichtlich kamen bereits im späten Sozialismus Anreiz- und Verteilungssysteme zur Anwendung, die dann in der Marktwirtschaft ihre Fortsetzung erfuhren. Hieran wird deutlich, dass es – wie eingangs betont – die sozialen Strukturen sind, die Ungleichheit konstruieren und perpetuieren, und dass dieselben Ungleichheitsdeterminanten in unterschiedlichen Systemen eine ähnliche Wirkmächtigkeit entfalten können.

Ferner ist an dieser Stelle darauf zu hinzuweisen, wie wichtig es für eine Interpretation der empirischen Ergebnisse gleichsam ist, das Zustandekommen des Datenmaterials zu historisieren und damit einhergehende immanente Einschränkungen auszuleuchten. So mag mit den Daten für die 1980er-Jahre die Einkommensungleichheit leicht unterschätzt werden, da, wie geschildert,

der X-Bereich nicht Teil dieser Erhebungen war.⁴¹ Insofern ist die Zunahme der Einkommensdisparität in geringem Maße sicherlich auch auf den Wechsel der Datengrundlage zurückzuführen (siehe Tabelle 1).

Vornehmlich jedoch zeichneten dafür die größere Differenzierung bei den Arbeitseinkommen mit Einführung der Marktwirtschaft und die Zunahme von Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland verantwortlich. Damit sei hier zumindest andeutungsweise der oben formulierten Aufgabenstellung entsprochen, das Datengerüst innerhalb der gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Rahmenentwicklungen zu verorten und zu analysieren.

Schlussbemerkungen

Als Quellenmaterial sind zeitgenössisch durchgeführte sozialstatistische Haushaltsbefragungen geeignet, die sozioökonomischen Entwicklungen von Gesellschaften beziehungsweise sozialer Großgruppen zu rekonstruieren. Dafür bilden auch in der staatssozialistischen Diktatur der ehemaligen DDR vorgenommene Erhebungen eine taugliche Grundlage. Die historische Re-Analyse sozialwissenschaftlichen Datenmaterials erfordert, dass dieses und darauf basierende Deutungen der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften nicht einfach arglos übernommen werden.⁴² Vielmehr sind die Datenquellen quellenkritisch zu prüfen, was mitunter entsprechende Kenntnisse der empirischen Sozialforschung voraussetzt – wie schließlich die Auswertung jedweder historischen Quelle die entsprechenden analytischen Fähigkeiten erfordert. Daneben ist die Anwendung von Methoden der empirischen Sozialforschung und Statistik notwendig, um das Datenmaterial zu nutzen und zu verarbeiten. Operationalisierung und Kategorisierung sollten dabei immer nachvollziehbar und insbesondere reproduzierbar sein, wengleich das den methodischen Anhang im Manuskript anschwellen lässt.

Um bei der Untersuchung von sozialem Wandel nicht an historischen Zäsuren stehen bleiben und „Stunde-Null-Narrative“ wiedererzählen zu müssen, kann die Verknüpfung von Datengrundlagen aus verschiedenen Systemen erforderlich werden. Manche Unschärfe zwischen quantitativen Quellen mit unterschiedlicher Provenienz muss dabei im Sinne eines historiogra-

41 Schätzungen zufolge haben Arbeiter und Angestellte im X-Bereich durchschnittlich etwa 6 Prozent mehr Nettoarbeitseinkommen erhalten als die in der Einkommensstichprobe erfassten Arbeitnehmer; vgl. Bernhard Schimpl-Neimanns/Heike Wirth: Amtliche Mikrodaten der DDR als Datenquelle für die Sozialstrukturforschung, in: GESIS: Materialien, S. 149–163, hier S. 155.

42 Vgl. dazu auch Rüdiger Graf/Kim Christian Priemel: Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften. Legitimität und Originalität einer Disziplin, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 59 (2011) 4, S. 479–508.

phischen Pragmatismus durchaus in Kauf genommen werden. So ist bei der Konstruktion längerer Datenreihen in letzter Konsequenz eine wirklich hundertprozentig vollständige Vergleichbarkeit kaum herzustellen.⁴³ Wichtig ist dennoch, dass die Datenquellen keine allzu großen und vor allem strukturellen Unterschiede aufweisen; es hätte wenig Sinn, Mikrodaten aus Surveys mit prozessproduzierten Steuerdaten verkoppeln zu wollen.

Eigens hinsichtlich Haushalts- und Personenbefragungen ist es notwendig, sich zu vergegenwärtigen, dass einer solchen Datenbasis durchaus eine Subjektivität zugrunde liegen kann, die auch klassisch-textlichen Quellen oftmals immanent ist. Zum Beispiel ist die Selbsteinschätzung beim Einkommen in entsprechenden Erhebungen in der Regel ein nur „ungefähres Unterfangen“. Die wenigsten Menschen könn(t)en ad hoc ihr aktuelles Gesamteinkommen absolut genau beziffern. Insofern sind Einkommensangaben und darauf basierende rechnerische Zahlenrelationen zumeist eher als Größenordnung denn mit der mathematischen Exaktheit, die sie vorzugeben scheinen, zu interpretieren. Überhaupt mag es für Geisteswissenschaftler zunächst etwas irritierend anmuten, wenn solche komplexen Phänomene wie soziale Ungleichheit in knappen Kennziffern verdichtet werden. Jedoch haben solche Maßzahlen den Vorteil, dass mit ihnen Entwicklungen im längeren Zeitverlauf abgebildet werden können. Dies macht selbstverständlich nicht die Einordnung der Datenreihen in den historischen Kontext entbehrlich.

Dem vorgestellten Ansatz liegt ein Forschungsinteresse zugrunde, das nach Bestimmungsfaktoren von sozialer Ungleichheit in zwei unterschiedlichen Gesellschaftssystemen sowie nach Brüchen und Kontinuitäten beim historischen Übergang zwischen diesen Systemen fragt. Die Methodik lehnt sich dabei an explorative Vorgehensweisen an. Doch auch wenn kein Abarbeiten an einer soziologischen Großtheorie erfolgt, wird sich durchaus aus dem theoretischen Baukasten der Wirtschafts- und Sozialgeschichte beziehungsweise der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften bedient. Exemplarisch wurde dies hier mit der Überprüfung der Humankapitaltheorie, wonach das Qualifikationsniveau einen Einfluss auf das Einkommen hat, ausgeführt. Gerade bei der Arbeit mit quantitativen Quellen helfen die theoretischen Angebote der eigenen und der benachbarten Disziplinen, das Material zu ordnen und die Auswertung und Analyse zu strukturieren.

43 Vgl. Anthony B. Atkinson: Ungleichheit. Was wir dagegen tun können, Stuttgart 2016, S. 66.

Literaturverzeichnis

- Alt, Christian/Bien, Walter: Gewichtung, ein sinnvolles Verfahren in den Sozialwissenschaften? Fragen, Probleme und Schlußfolgerungen, in: Siegfried Gabler/Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik/Dagmar Krebs (Hrsg.): Gewichtung in der Umfragepraxis, Opladen 1994, S. 124–140.
- Atkinson, Anthony B.: Ungleichheit. Was wir dagegen tun können, Stuttgart 2016.
- Boehle, Mara: Armutsmessung mit dem Mikrozensus. Methodische Aspekte und Umsetzung für Querschnitts- und Trendanalysen (GESIS Papers 2015–16), Mannheim 2015.
- Brislinger, Evelyn/Hausstein, Brigitte/Riedel, Eberhard: Sozialwissenschaftliche Daten aus der DDR und den neuen Bundesländern – 1968 bis 1996, in: GESIS (Hrsg.): Materialien zur Erforschung der DDR-Gesellschaft. Quellen. Daten. Instrumente, Opladen 1998, S. 95–147.
- Ciesla, Burghard: Hinter den Zahlen. Zur Wirtschaftsstatistik und Wirtschaftsberichterstattung in der DDR, in: Alf Lütke/Peter Becker (Hrsg.): Akten. Eingaben. Schaufenster. Die DDR und ihre Texte. Erkundungen zu Herrschaft und Alltag, Berlin 1997, S. 39–55.
- Cowell, Frank A.: Measurement of Inequality, in: Anthony B. Atkinson/Francois Bourguignon (Hrsg.): Handbook of Income Distribution; Vol. 1, Amsterdam 2000, S. 87–166.
- Fritz, Wolfgang: Historie der amtlichen Statistiken der Erwerbstätigkeit in Deutschland. Ein fragmentarischer Abriß: Darstellung, Quellen, Daten, Definitionen, Chronik (Historical Social Research Supplement, Nr. 13), Köln 2001, S. 58f.
- Gieseke, Jens: Soziale Ungleichheit im Staatssozialismus. Eine Skizze, in: Zeithistorische Forschungen 10 (2013) 2, S. 171–198.
- Gieseke, Jens: Gab es Reichtum in der DDR? Zu Strukturen, Selbstdarstellungen und kollektiven Wahrnehmungen im Staatssozialismus, in: Eva Maria Gajek/Anne Kurr/Lu Seegers (Hrsg.): Reichtum in Deutschland. Akteure, Räume und Lebenswelten im 20. Jahrhundert, Göttingen 2019, S. 329–347.
- Goebel, Jan/Schröder, Carsten: Einkommensverteilung und gesamtwirtschaftliche Entwicklung in Deutschland – eine Replik, in: Wirtschaftsdienst 95 (2015) 12, S. 861–863.
- Graf, Rüdiger/Priemel, Kim Christian: Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften. Legitimität und Originalität einer Disziplin, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 59 (2011) 4, S. 479–508.

- Großbölting, Thomas/Lorke, Christoph: Vereinigungsgesellschaft. Deutschland seit 1990, in: Dies. (Hrsg.), Deutschland seit 1990. Wege in die Vereinigungsgesellschaft, Stuttgart 2017, S. 9–30.
- Gruber, Winfried: Messung von Armut und Reichtum – Das Datenangebot der amtlichen Statistik, in: Statistisches Bundesamt (Hg.): Einkommen und Vermögen in Deutschland – Messung und Analyse. Beiträge zum wissenschaftlichen Kolloquium am 13./14. November 1997 in Wiesbaden, Stuttgart 1998, S. 63–78.
- Hamermesh, Daniel S.: Beauty Pays. Why Attractive People are More Successful, Princeton 2011.
- Hanisch, Jens U.: Rounded Responses to Income Questions, in: Allgemeines Statistisches Archiv 89 (2005) 1, S. 39–48.
- Heidenreich, Hans-Joachim: Einführung des Mikrozensus in den neuen Bundesländern: Probleme und Erfahrungen, in: Paul Lüttinger/Heike Wirth (Hrsg.): Amtliche Daten der DDR und der neuen Bundesländer: Informationsquelle für die Sozialwissenschaften. Tagungsdokumentation, Mannheim 1993, S. 11–26.
- Hockerts, Hans Günter: Einführung, in: Ders./Winfried Süß (Hrsg.): Soziale Ungleichheit im Sozialstaat. Die Bundesrepublik Deutschland und Großbritannien im Vergleich, München 2010, S. 9–18.
- Hradil, Stefan: Soziale Ungleichheit in Deutschland, Wiesbaden ⁸2005.
- Kaelble, Hartmut: Mehr Reichtum, mehr Armut. Soziale Ungleichheit in Europa vom 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Frankfurt am Main 2017.
- Kohn, Wolfgang: Statistik. Datenanalyse und Wahrscheinlichkeitsrechnung, Berlin 2005.
- Krause, Peter/Schwarze, Johannes: Die Einkommensstichprobe in Arbeiter- und Angestelltenhaushalten der DDR vom August 1988 – Erhebungskonzeption und Datenbankzugriff (DIW-Diskussionspapier, Nr. 11), Berlin (West) 1990.
- Lorke, Christoph: Von Anstand und Liederlichkeit. Armut und ihre Wahrnehmung in der DDR (1961–1989), in: Zeithistorische Forschungen 10 (2013) 2, S. 199–218.
- Manz, Günter: Armut in der „DDR“-Bevölkerung: Lebensstandard und Konsumtionsniveau vor und nach der Wende, Augsburg 1992.
- Marx, Karl: Kritik des Gothaer Programms [zuerst 1875], in: Ders./Friedrich Engels: Werke, Bd. 19; hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin (Ost) 1962, S. 11–32.
- Mergel, Thomas: Soziale Ungleichheit als Problem der DDR-Soziologie, in: Ders./Christiane Reinecke (Hrsg.): Das Soziale ordnen. Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2012, S. 307–336.